Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 160. Sonnabend den 28. März 1896. 90. Jahrgang.

Herr Stöcker.

Unter dem Titel „Zum Austritt Stöcker's aus der conservativen Partei" ist, herausgegeben von Oberst z. D. von Krause, Vorsitzendem des Wahlvereins der Berliner Deutsch-Conservativen, soeben eine kleine Schrift (Berlin, M. Pasch) erschienen, welche dem Charakterbilde des Herrn Stöcker einige interessante Züge hinzufügt. Ueber die Verhandlungen betreffs der Hammerstein-Angelegenheit, von denen Herr von Kröcher zuerst im Abgeordnetenhause gesprochen hat, berichtet Herr von Krause, wie wir der „Nat.-Ztg." entnehmen, des Näheren Folgendes:

In der Sitzung des Elfer-Ausschusses vom 18. Juni 1895 lagen zwei Anträge vor, der eine von Herrn von Kröcher, „daß Freiherr von Hammerstein bis zur Beendigung der Untersuchung aus den conservativen Fractionen des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses auszuschließen sei;" der andere von Herrn von Levetzow, „daß der Freiherr von Hammerstein durch die Parteileitung zu veranlassen sei, so bald als möglich aus der Partei auszuscheiden". Als hauptsächlichste Anschuldigungspuncte gegen Herrn von Hammerstein wurden angeführt: 1) Verwendung des Pensionsfonds der „Kreuz-Zeitung"; 2) der Papiercontract mit dem Lieferanten Flinsch; 3) das Verhältniß zu der Flora Goß; 4) das Verhalten gegenüber den Redacteuren der „Kreuz-Zeitung", insbesondere gegenüber dem Professor Dr. Kropatschek. Nach dem vom Hofprediger a. D. Stöcker mit unterzeichneten Protokoll*) hat kein Mitglied des Elfer-Ausschusses die vorstehend genannten Anträge so lebhaft bekämpft wie gerade Herr Hofprediger a. D. Stöcker.

Die Antragsteller traten selbstverständlich warm für ihre Anträge ein. Herr von Kröcher begründete seinen Antrag durch nähere Auskunft zu den beiden ersten Anschuldigungspuncten. Herr von Levetzow tadelte scharf die Verwendung des Pensionsfonds der „Kreuz-Zeitung", dessen Zinsen auf Veranlassung des Freiherrn von Hammerstein während der Jahre 1891—94 verrechnet worden seien, obwohl das betreffende Capital nicht mehr vorhanden gewesen. Nicht minder scharf rügte er das Gebahren des Freiherrn von Hammerstein mit dem Papierlieferanten Flinsch, wodurch die „Kreuz-Zeitung" alljährlich um sehr hohe Beträge benachtheiligt worden sei. Ebenso verurtheilte er das ehebrecherische Verhältniß mit der Flora Goß und das Verhalten des Freiherrn von Hammerstein gegenüber den Redacteuren der „Kreuz-Zeitung". Herr Hofprediger a. D. Stöcker dagegen bekämpfte, wie gesagt, die beiden Anträge. Er hielt einen Beschluß, wie er von Herrn von Kröcher und Herrn von Levetzow beantragt sei, noch für verfrüht. Seinen Informationen zufolge habe Herr von Hammerstein den Pensionsfonds der „Kreuz-Zeitung" nicht in seinem persönlichen Interesse, sondern zum Ankauf des „Deutschen Tageblattes" verwendet und hierzu die nachträgliche Zustimmung des inzwischen verstorbenen Oberpräsidenten a. D. Freiherrn von Kleist-Retzow erhalten. Auch die Abmachungen mit dem Papierlieferanten Flinsch seien für Herrn von Hammerstein nicht gravirend, da derselbe aus eigener Initiative eine Herabsetzung des Papierpreises, und zwar bereits zu einer Zeit erzielt habe, zu welcher das Curatorium der „Kreuz-Zeitung" noch ohne Kenntniß von dem Vorgange gewesen. Er wünsche daher, daß ein Beschluß im Sinne der Anträge der Herren von Kröcher und von Levetzow jetzt noch nicht gefaßt werde, sondern daß man zunächst das Ergebniß des von Herrn von Hammerstein gegen die Frankfurter „Kleine Presse" angestrengten Processes abwarten möge. Andere Herren, unter ihnen Herr Dr. Klasing, traten den Ausführungen des Herrn Stöcker entgegen und sprachen sich zu Gunsten der gestellten Anträge aus. Herr Graf Limburg-Stirum hielt es für nothwendig, daß auch das Curatorium der „Kreuz-Zeitung" aufgefordert werde, Herrn von Hammerstein zur Niederlegung der Redaction zu veranlassen. Herr Graf Schlieben erklärte ebenfalls das Verbleiben des Freiherrn von Hammerstein in der Redaction der „Kreuz-Zeitung" und in den Fractionen der Parlamente nicht für wünschenswerth, bezweifelte indeß, ob die Parteileitung zu bestimmt formulirten Beschlüssen in dieser Richtung berechtigt sei. Nochmals trat hierauf Herr Hofprediger a. D. Stöcker für Herrn v. Hammerstein ein und erklärte es für nicht richtig, Beschlüsse von Seiten der Parteileitung gegen denselben zu fassen, so lange nicht das Curatorium der „Kreuz-Zeitung" gegen ihn vorgegangen sei.

Gleichwohl wurde zum Schluß der Antrag des Herrn v. Levetzow in der später von ihm verschärften Form, „daß der Freiherr von Hammerstein durch die Parteileitung aufgefordert werde, binnen acht Tagen aus den conservativen Fractionen der Parlamente auszuscheiden", von der Mehrheit angenommen. (Der Austritt erfolgte auf wiederholtes Drängen hin unter dem 5. Juli.) Zugleich wurde auf Antrag des Freiherrn von Manteuffel einstimmig der Beschluß gefaßt: „Das Curatorium der „Kreuz-Ztg." ist aufzufordern, den Freiherrn von Hammerstein sofort von der Redaction der „Kreuz-Zeitung" zu suspendiren, widrigenfalls der Elfer-Ausschuß gezwungen sein würde, seinerseits diejenigen Schritte zu ergreifen, welche derselbe für erforderlich hält, um die Scheidung zwischen der conservativen Partei und der von dem Freiherrn von Hammerstein redigirten „Kreuz-Zeitung" herbeizuführen." (Die vorstehend verlangte Suspension erfolgte unter dem 4. Juli.)

Es gereicht der Parteileitung zur Ehre, daß sie sich durch die Einsprüche und Bedenken des Herrn Hofpredigers a. D. Stöcker nicht zu einer Verzögerung in der Stellungnahme gegen Herrn von Hammerstein hat bestimmen lassen. Wie es möglich war, daß Herr Stöcker überhaupt noch für Herrn von Hammerstein eintrat, obwohl ihm die auch am 18. Juni wiederholt zur Sprache gebrachten Beschuldigungen wegen des Verhältnisses desselben mit der Flora Goß bekannt waren, ist uns rätselhaft. Schon im Februar vorigen Jahres hat er, wie er selbst in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (Jahrgang 1894, Nr. 47) geschrieben hat, Gerüchte darüber gehört und dann sofort Aufklärung gefordert. „Aber auch da", sagt er, „war nicht hinter die Wahrheit zu kommen, da Alles schroff abgeleugnet wurde. Erst im Sommer habe ich erfahren, daß Freiherr v. Hammerstein seine Schuld eingestanden hatte." Ob Letzteres vor oder nach dem 18. Juni war, können wir nicht sagen. Es thut dies übrigens auch weiter nichts zur Sache. Jedenfalls waren die Beschuldigungen auch in diesem Stück gegen Freiherrn v. Hammerstein am 18. Juni schon so stark, daß gerade der einzige Geistliche, der im Elfer-Ausschuß saß, schon allein mit Rücksicht auf diese Beschuldigungen nicht für Herrn v. Hammerstein hätte eintreten dürfen. Zum Mindesten hätte er, wenn er sich nicht entschließen konnte, gegen Herrn v. Hammerstein zu reden und dem Antrage des Herrn v. Kröcher oder von Levetzow zuzustimmen, in dieser Angelegenheit schweigen und sich nicht gegen diese Anträge erklären müssen. Allerdings hat er (das Protokoll enthält nichts davon, wir haben es aber als selbstverständlich angenommen, und es ist uns auch bestätigt worden) das Verhältniß des Herrn von Hammerstein zu der Flora Goß — für den Fall, daß es auf Wahrheit beruhe — auch seinerseits aufs Allerschärfste verurtheilt. Aber er hat doch — in für uns unlösbarem Widerspruch — trotz dieser und trotz der anderen Beschuldigungen Herrn von Hammerstein noch als Mitglied der conservativen Fractionen der Parlamente erhalten wollen, zu einer Zeit, da die Majorität des Elfer-Ausschusses die sofortige Entfernung desselben aus der conservativen Partei schon für unbedingt nöthig hielt.

Wie Herr Stöcker Strafanträge stellt, darüber erfährt man aus der vorliegenden Schrift Folgendes:

In einem größeren Kreise zu Berlin kam in der ersten Hälfte des Januar das Verhalten des Hofpredigers a. D. Stöcker gegenüber den öffentlichen Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben waren, zur Sprache, und es wurde getadelt, daß er es unterlassen, gegen Herrn Professor Brecher Strafantrag zu stellen. Sofort sprangen einige Freunde des Herren Hofpredigers auf und erklärten: „Dieser Tadel sei unbegründet, Herr Hofprediger a. D. Stöcker habe Herrn Professor Dr. Brecher verklagt." Das berechtigte Erstaunen über diese Mittheilung, die sowohl mit der Aeußerung des „Volk", daß es in diesem Falle zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung „an der juristischen Grundlage" fehle, als auch mit der Erklärung des Herrn Stöcker in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung", daß „er von einer Klage gegen Professor Dr. Brecher absehe" (denn so mußten die Worte nach dem Zusammenhang verstanden werden), in Widerspruch zu stehen schien, veranlaßte die betreffenden Herren, hinsichtlich des wahren Sachverhalts sorgfältige Erkundigungen einzuziehen. Dies ist geschehen. Und was stellte sich nun heraus? Herr Hofprediger a. D. Stöcker hatte thatsächlich Strafantrag gegen Herrn Dr. Brecher gestellt, aber erst so spät und in einer solchen Weise, daß es nicht zu einer gerichtlichen Verhandlung gekommen ist. Um die Sache zu verstehen, muß man sich Folgendes vergegenwärtigen: Am Morgen des 3. Januar d. J. war der Termin abgelaufen, bis zu dem Herr Hofprediger a. D. Stöcker wider Herrn Professor Dr. Brecher klagen konnte. In seinem Amt — abgesehen davon, daß er kein öffentliches Amt mehr bekleidet, wie ihm schon die vorgesetzte kirchliche Behörde zum Bewußtsein gebracht hatte — war Hofprediger a. D. Stöcker von Professor Dr. Brecher nicht beleidigt worden. Dieser hatte vielmehr nur gegen seine Person höchst gravirende Beschuldigungen vorgebracht. Die Klage konnte also nur eine Privatklage sein und mußte bei dem zuständigen Schöffengericht eingereicht werden. Wer abjudicirt mit ihr zu thun hatte, war der königliche Staatsanwalt. Gleichwohl reichte Herr Hofprediger a. D. Stöcker den Strafantrag gegen Herrn Professor Dr. Brecher im letzten Augenblick (30. December) beim königlichen Ersten Staatsanwalt Drescher ein. Dieser erhielt sie am 4. Januar und antwortete sofort, daß er sich nicht in der Lage sehe, in der Sache etwas zu thun, daß aber auch, abgesehen davon, der Termin zur Einreichung einer Klage verstrichen sei. Es ist nun gewiß ein eigenthümliches Verhängniß, daß der Brief, der am 30. December zur Post gegeben wurde, erst am 4. Januar in die Hände des königlichen Staatsanwalts kam. Warum aber reichte Herr Hofprediger a. D. Stöcker, wenn er überhaupt klagen wollte, die Klage erst am 30. December ein? Warum nicht schon am 30. November oder am 30. October? Warum wandte er sich überhaupt mit einer Privatklage an den königlichen Staatsanwalt? Und warum versicherte er in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung", daß er nicht klagen werde? Warum verbreitete gleichzeitig das „Volk", daß „zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung die juristische Grundlage fehle"? Wir geben zu, daß man hernach zu besserer Erkenntniß kommen und anderer Ansicht werden kann. Muß man aber dann nicht auch seine früheren Erklärungen vor der Oeffentlichkeit zurücknehmen? Unseres Wissens ist dies nicht geschehen. Es ist im Geheimen anders gehandelt worden, als vor der Oeffentlichkeit. Und es ist auch im Geheimen so gehandelt worden, daß es nicht zu einer gerichtlichen Verhandlung gekommen ist.

Herr Stöcker wird am 8. April in einer christlich-socialen Versammlung in der „Tonhalle" antworten. Man kennt die Weise, man kennt den Text, man kennt auch die eiserne Stirne des Herrn Hofpredigers a. D.

*) Die Einsicht in die Protokolle und die Benutzung derselben ist uns (d. i. dem Obersten von Krause. Red.) unter den obwaltenden Umständen freundlichst gestattet worden.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 28. März.

Die socialdemokratischen Führer haben schon so unzählige Beweise ihrer Vorliebe für das Gegentheil der Wahrheit gegeben, daß neue Beweise fast nur noch den Eindruck des Hergebrachten hervorbringen. Gerade in der letzten Zeit aber haben diese Führer einen solchen Fanatismus im Entstellen der Wahrheit an den Tag gelegt, daß man trotz der Gewöhnung an derartiges Entstellen erschrickt. So sagte Herr Liebknecht am 23. d. Mts. im Reichstage, um den „Vorwärts" wegen des Actendiebstahls zu entschuldigen: „Wir stehen thurmhoch über derartigen Angriffen. In der französischen Kammer haben unsere Genossen das Panamadiebesnest ausgehoben, hier im Reichstage haben die Vertreter der Regierung die Schandthaten des Peters jahrelang gekannt, und es hat eines Socialdemokraten bedurft, der hier als Staatsanwalt auftritt und den Reichstag und die Regierung zur Scham rufen mußte." Der Reichstag beantwortete diese wahrheitswidrige Prahlerei mit Recht durch „Gelächter und Zuruf". Die Thatsachen liegen nämlich, wie wir bereits im Leitartikel unseres Morgenblattes vom 18. März („Dr. Peters und die Flottenbewegung") dargethan haben, gerade umgekehrt und zwar genau so, wie die „Rhein.-Westf. Ztg." sie wiederholt feststellt. Im September 1894 wurde nämlich einem Gewährsmann dieses Blattes in Zürich von zuverlässiger Seite die bündige Mittheilung gemacht, daß Herrn Bebel die ganzen Beschuldigungen gegen Dr. Peters einschließlich des Beweismaterials übersandt wären. Die Ereignisse wurden jenem Gewährsmann auch genau so beschrieben, wie später Bebel im Reichstage sie darstellte; insbesondere wurde die Behauptung aufgestellt, Peters habe seinen Diener und seine Dienerin wegen Ehebruchs aufhängen lassen und einen Brief an den Bischof Tucker geschrieben, welcher diese Verbrechen zugiebt. Es wurde ferner mitgetheilt, die Angelegenheit werde von der socialdemokratischen Partei sofort in der Session 1894/95 zur Sprache gebracht. Herr Bebel befand sich also seit dem September 1894 im Besitz desjenigen Materials, welches er erst im März dieses Jahres, also nach 1½ Jahren, zu veröffentlichen für gut befand. Die Veröffentlichung erfolgte, weil Peters für die Flottenvermehrung eintrat und Bebel im Bunde mit dem wegen der Affaire Arenberg gestürzten Centrum mit Dr. Peters die Flottenbewegung zu treffen hoffte. Also nicht die Regierung oder der Reichstag, sondern der Abg. Bebel und die socialdemokratische Partei kannten und unterdrückten 1½ Jahre lang die „Schandthaten" des Dr. Peters. Was von diesen „Schandthaten" aber auf Wahrheit beruht, wird man ja wohl demnächst erfahren. — Eine zweite, kaum minder eclatante Probe socialdemokratischer Wahrheitsliebe liefert der „Vorwärts", der befürchtet zu haben scheint, daß die jüngste Widerlegung Bebel'scher Unwahrheiten durch den preußischen Kriegsminister sogar manchen „Genossen" stutzig machen könnte. Er schreibt daher:

„Allsöbtlich wiederholt sich mit großer Regelmäßigkeit das sattsam bekannte Schauspiel: Abgeordnete unserer Partei, die den Schutz des Volkes und seiner Kinder gegen Ausbeutung und Mißhandlung durch die Angehörigen der herrschenden Classen zur besonderen Aufgabe hat, bringen eine mehr oder weniger große Zahl von Beschwerden über vorgekommene Soldatenmißhandlungen im Reichstage zur Sprache; dann erhebt sich ein schneidiger Vertreter Seiner Heiligkeit des Militarismus, um zunächst einmal von vornherein die Sachen als „wahrscheinlich entstellt" hinzustellen und dann nähere Nachforschungen zu versprechen. Und was ergeben diese näheren Nachforschungen? Da hat denn vielleicht nicht ein Unterofficier vom zten Regiment, sondern ein Gefreiter einen Mann geprügelt oder ihm ins Gesicht gespien oder sonstwie ihn mißhandelt; oder in einem andern Fall ist „amtsmäßig festgestellt", daß der Mann nicht gepufft, sondern nur gekuufft wurde, daß er keine Ohrfeige, sondern nur einen Backenstreich erhalten, der ihm auch, wie ebenfalls „gerichtlich erklärt" ist, „keinerlei Schmerzensempfindung" bereitet hat — und was dergleichen feine Unterschiede mehr sind."

Die bei der dritten Lesung des Etats im Reichstag festgestellten „feinen Unterschiede" waren indeß, wie die „Nat.-Ztg." feststellt, folgende: Herr Bebel hatte behauptet, ein Officier habe einem Husaren eine derartige Ohrfeige gegeben, daß das Trommelfell zersprang und der Mann „halb taub" wurde; es wurde dagegen festgestellt, daß die Ohrfeige von einem Kameraden berührte und daß sie dem Gehör des Geschlagenen nicht das Mindeste geschadet hat. Herr Bebel

Feuilleton.

Gottbegnadet.

11) Roman von Konrad Telmann.

Nachdruck verboten.

Nach einer Weile fiel ihm ein, daß es am besten sein würde, seiner Mutter zuvorzukommen. Denn nach der Kirche würde sie vermuthlich gleich zu Frau Marcella gehen und dort die Sache in Ordnung bringen wollen, wie sie das nannte. Womöglich war sie auch gar nicht zur Kirche gegangen, sondern hatte sich gleich dorthin aufgemacht, um einen Vorsprung vor ihm selber zu haben, und wollte ihm dann mit einem fait accompli entgegentreten. Ein peinliches, demüthigendes Gefühl überkam ihn. Was sollte die herrliche Frau Marcella, die noch gar nichts erfahren hatte, von der Intervention seiner Mutter denken? In welchem Licht stand er dann selber vor ihr da! Er mußte gleich zu ihr, ihr Alles sagen. Sie würde es verstehen, sie verstand ja Alles. Und wenn er seine Mutter bei ihr fand, so wollte, mußte er in Gegenwart seiner Mutter ihr erklären, daß er dennoch bei seinem Wunsch beharre und von Thea niemals lassen könne und wolle. Es waren große, heroische Entschlüsse, die in seiner Seele reiften. Dennoch war er von einem gewissen Bangen nicht frei. Er machte langsam und sorgfältig Toilette, um sich während derselben genau zu überlegen, was er Frau Marcella Alles sagen wollte. Es konnte dabei nichts schaden, wenn er in seiner äußeren Erscheinung einen recht vortheilhaften Eindruck machte. Harry hatte sich kaum je eingehender mit seiner Haarfrisur, der Wahl seiner Cravatte, der Farbenzusammenstellung in seinem Anzuge beschäftigt. Erst der Gedanke, daß er zuviel Zeit versäume, trieb ihn endlich auf und hinaus. Er konnte sich übrigens sagen, daß seine Wahl gut gewesen sei, er war mit sich selber zufrieden.

Unterwegs kaufte er noch einen Strauß Marschall Niel-Rosen, steckte eine davon ins Knopfloch, während er die andern zugleich mit dem nicht angezogenen, perlgrauen Glacéhandschuh zwischen den Fingern trug. Ueberall auf der Strandpromenade, die heute belebter war als je, blickte man ihm nach, flüsterten tuschelnde Stimmen sich seinen Namen zu. Alle paar Schritte mußte er grüßen. Und er that das jedesmal mit einer ihm eigenen Grazie der Bewegungen, die etwas Weibliches hatten. Lächelnd, wie ein huldvoller Fürst, schritt er dahin.

Frau Marcella fand er nicht zu Hause. Das gnädige Fräulein sei ins Bad gegangen, sagte ihm das Mädchen, und die gnädige Frau werde wohl irgendwo am Strande sitzen, um auf sie zu warten. Harry ging an den Strand hinab, um nach ihr zu suchen. Aber er sah sie nirgends. Auffallend genug war sie ja doch mit ihrer hohen, königlichen Gestalt und dem grauen Haar über dem schönen, stolzen, jugendlichen Gesicht, um nicht übersehen zu werden. Es fiel ihm ein, daß er während des ganzen Weges eigentlich mehr an Frau Marcella gedacht hatte als an Thea. Er mußte lächeln. Wer weiß, ob ich nicht blos oder doch in erster Linie die Tochter ihrer Mutter in ihr liebe! dachte er.

Plötzlich, als er schon unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, sah er Frau Marcella in einer der schilfgeflochtenen Strandhütten sitzen, mit denen das Ufer weit hinaus besetzt war. Sie war in ein Buch vertieft und hörte sein Herankommen nicht in dem weichen Sande. Erst als er im Eingang der Hütte stand, sah sie auf. „O, guten Morgen!" sagte sie freundlich und schloß das Buch, ihn mit einer Handbewegung einladend, neben ihr auf dem schmalen Holzbänkchen Platz zu nehmen.

Er überreichte ihr die Rosen und erst, als sie ihm gedankt hatte, fiel ihm ein, daß er sie eigentlich wohl hätte Thea schenken sollen.

„Warum setzen Sie sich nicht?" fragte Frau Marcella. „Ueberhaupt: Sie haben ja etwas so Feierliches heute an sich. Ist das nur der Sonntag? Sie sehen etwas nach einem Hochzeitsbitter aus."

Es war wieder ein gutmüthiger Spott in ihren Worten, der ihn niemals kränkte. „So etwas ähnliches bin ich heute auch", sagte er und ließ sich nieder, „sogar noch mehr als ein Hochzeitsbitter. Ich möchte nämlich selber gern Hochzeit machen."

„Sieh, sieh! Und man darf schon gratuliren?"

„Das hängt ganz allein von Ihnen ab", sagte er und lachte. Seine ganze wohlerinstudirte Rede schien ihm hier überflüssig.

Frau Marcella wurde plötzlich ernst. „Was soll das heißen?"

„Daß ich Ihre Tochter heirathen möchte. Nicht mehr und nicht weniger."

Die großen, grauen Augen Frau Marcella's hafteten durchdringend auf seinem Gesicht. „Das soll hoffentlich nur ein Scherz sein", Herr von Lennfeldt?

„Aber nein! Wahrhaftig nicht! Wie kommen Sie darauf? Und Sie sagen sogar: hoffentlich! Das ist nicht hübsch von Ihnen, wissen Sie das auch? Ich habe gedacht, Sie würden mich etwas anders empfangen, gnädige Frau. Ich komme mit den redlichsten Absichten und dem ehrlichsten Wollen. Ich werde Thea glücklich machen. Trauen Sie mir das nicht zu?"

„Sie lieben Thea?" Ein fassungsloses Erstaunen sprach aus Frau Marcella's Augen.

„Wußten Sie das denn nicht schon längst? Und Thea liebt mich wieder. Wär ich sonst jetzt hier?"

„Thea liebt Sie wieder?" Der Ton, in dem Frau Marcella es nachsprach, hatte etwas Bitteres. „Dies Kind! Das ist leicht gesagt. Aber es würde mich ja auch wundern, wenn es anders wäre. Auf ein junges, empfängliches Mädchenherz müssen Sie ja wohl leicht Einfluß gewinnen können. Nur frag ich Sie: was nun weiter? Was soll daraus werden?"

„Aber ich hab es Ihnen ja schon gesagt, liebste, beste gnädige Frau. Das natürlichste von der Welt. Was denn sonst? Heirathen wollen wir. Und bald! Und Sie sollen Ihren Segen dazu geben."

„Ich? Damit wäre immer noch nicht viel gewonnen. Von mir allein hinge die Einwilligung ja doch nicht ab, wie Sie jetzt zu glauben scheinen."

Eine Wolke flog über seine Stirn. „Sie meinen: meine Mutter könnte Einspruch erheben. Nun, sehr zufrieden wird sie ja nicht sein, — aus hundert verschiedenen Gründen nicht. Aber wir stimmen sie schon um. Und im allerschlimmsten Falle . . ."

Er brach ab, wie über seine eigenen Worte erschreckt, und wühlte mit der Spitze seines Spazierstocks im Sande umher.

„Vor Allem hat Thea noch einen Vater", sagte Frau Marcella mit Nachdruck.

Er sah erstaunt auf. „Ach ja, ja! Das hatte ich ganz vergessen." Er lachte. „Man hat so gar nicht die Empfindung, daß Sie die Frau von jemandem sind. Sie sind so ruhig und fest und selbstständig. Und ich laß mir's auch nicht ausreden: Wenn Sie unsere Sache in die Hand nehmen, setzen Sie's auch durch — gegen alle Welt. Und — Sie thun's, nicht war? Bitte, bitte, Sie thun's? Ich will ja auch furchtbar folgsam sein. Sehen Sie, gnädige Frau. Sie können doch eigentlich alles aus mir machen, was Sie wollen. Ihnen gehorch ich sofort. Ich hab heute Morgen schon wieder studirt wie ein Schuljunge — blos Ihnen zuliebe. Haben Sie Vertrauen zu mir, ja? Ich bin au fond ein ganz guter Junge und Sie können was aus mir machen, — einen vortrefflichen Schwiegersohn können Sie aus mir machen. Sehen Sie: Ich könnte ja ganz andere haben als Thea, aber ich liebe sie nun doch einmal und ich könnte sogar um sie kämpfen. Ich möchte, daß Thea ganz so würde wie Sie, und ich — ich möchte ganz so werden, wie Sie es wünschen. Also — bitte, nicht wahr? Sie werden unsere Fürsprecherin und die Beschützerin unserer Liebe? Dann sind wir geborgen! Was Sie in diese Hand nehmen, das ist gut aufgehoben."

Er hatte dabei ihre Hand ergriffen und küßte sie wieder und wieder, bis sie ihm lachend Einhalt gebot.

„Die Leute könnten denken, Sie machten mir eine Liebeserklärung", sagte sie. „Im Uebrigen ist mir Ihr Vertrauen ja sehr schmeichelhaft, nur Sie täuschen sich durchaus über meine Macht und meinen Einfluß. Trotzdem: ich will für Sie Beide gern wirken wie ich kann, wenn — ich mich davon erst überzeugt habe, daß es zu Ihrem und Thea's Besten ist."

„Ah!" machte er betroffen. „Davon sind Sie nicht überzeugt? Auch jetzt noch nicht?"

„Nein", sagte sie mit ruhiger Ehrlichkeit. „Eher vom Gegentheil. Ich mache Ihnen gar kein Hehl daraus; ich habe nicht so ins Blaue hinein vorher gesagt: hoffentlich meinten Sie es nicht im Ernst. Ich hoffe das wirklich. Gerade, weil ich Sie schätze — lassen Sie mich das ganz offen sagen. Thea und Sie taugen nicht zusammen, glaub ich. Nicht nur, weil sie noch ein Kind ist, das ich gern noch recht lange bei mir behalten hätte, um es sich in der Stille voll entwickeln zu lassen, — jetzt kann ja alles Das, was in ihr schlummert, nicht zur Reife kommen, wenn sie vorzeitig heirathet, — nein, auch sonst: sie Beide sind zu verschiedenartige Naturen. Ich könnte mir denken, daß es früher oder später zu herben Conflicten zwischen Ihnen kommen müßte."

Harry lachte unbefangen auf. „Lieber Gott, was für Gespenster Sie sehen? Warum denn? Weil ich so verwöhnt bin, nicht wahr? Weil mich die Frauen verziehen? Weil ich eitel und flatterhaft bin? und so weiter und so weiter. Hab ich recht? Ach, du lieber Gott! Glauben Sie denn, daß das alles nicht in der Ehe verfliegt und verschwindet wie Spreu im Winde? Sie können doch unmöglich so klein, so gering von Liebe und Ehe denken, gnädige Frau, Sie doch gewiß nicht. Ich liebe ja Thea, damit ist doch alles gesagt, damit sind doch alle Ihre Bedenken widerlegt. Ich habe sie furchtbar, furchtbar lieb. Weiter braucht's ja doch nichts zum Glücklichsein. Und sie mich ja auch.

SLUB
Wir führen Wissen.